

Die ungesicherte Existenz und die existenzielle Freiheit

Eine Suchbewegung auf dem Feld gegenwärtiger
gesellschaftlicher Symptome

Andreas Laudert

Seit ich mich erinnern kann, ekle ich mich vor der Macht, und dieser Ekel ist nichts Moralisches, er ist kreatürlich, eine Eigenschaft jeder einzelnen Körperzelle. – *Peter Handke, Büchner-Preis-Rede 1973*

Die alte Evolution ist ... abgeschlossen. Das ist der Grund der Krise. Alles, was an Neuem sich auf der Erde vollzieht, muss sich durch den Menschen vollziehen. – *Joseph Beuys*

I
Rücktritte von Politikern werden von der Öffentlichkeit entweder als Kalkül bewertet oder als Flucht aus der Verantwortung. Sofort stehen Worthülsen bereit, die den Kommentatoren für ihr moralisches Urteil die Vorlage geben. Allerdings gibt das Phänomen des Rücktritts derzeit auch zu weitreichenderen Fragen Anlass: Wofür steht dieses gegenwärtig so bestaunte Symptom?

Es scheint ja zuzunehmen, dass sich Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens vom einen auf den anderen Tag von dem, was ihr Leben über Jahre oder Jahrzehnte geprägt hat, zurückziehen. Nicht immer sind der Grund Skandale (oder Taten und Äußerungen, die von den Medien skandalisiert werden), ganz abgesehen davon, dass auch das Umgekehrte im Wachsen begriffen scheint: Wer sich gerade erst zurückgezogen hatte, schleicht oder schreitet plötzlich zum Comeback. So gibt es in der europäischen und amerikanischen Politik eine Reihe von Ministern, die in einer früheren Regierung bereits auf demselben oder einem ähnlichen Posten wirkten. Ebenso waren alle drei deutschen Bundespräsidenten Kandidaten ab, prominente alte Bekannte. Es wären auch Sportler wie der Formel 1-Rennfahrer Michael Schumacher zu nennen, der Boxer Henry Maske oder einige der Fußball-

Nationaltrainer der gerade vergangenen WM. Kann man nicht loslassen? Will man sich etwas beweisen? Einfluss zurückgewinnen? Oder werden existenzielle Entscheidungen bereut, weil einem dämmert, dass man sich gar nicht hatte entscheiden *können*, sondern man damals nur so tat, als ob? Weil sich die Freiheit vielleicht nicht diesseits oder jenseits der Schwelle befindet oder einstellt, sondern *in* der Schwelle besteht (und nur dort Bestand hat)?

Vielleicht gehört noch ein anderes gesellschaftliches Symptom in diesen Kontext: dass immer häufiger wie aus dem Nichts immer jüngere Stars geboren werden, deren Debuts, etwa der Roman Helene Hegemanns (*Axolotl Roadkill*) oder Lena Meyer-Landruts Grand-Prix-Erfolg das Feuilleton in Erstaunen versetzen. Auch dieses Phänomen wirft die grundsätzliche Frage nach der Substanz auf: Der Substanz von Politik, der Substanz künstlerischer Tätigkeit – und damit die Verhältnismäßigkeit erworbenen Ruhms zu einer konkreten Begabung oder »Leistung« –, der Substanz aber auch von Lebensentscheidungen und überhaupt *unserem Leben*:

Was trägt eigentlich? Was ist »nachhaltig« tragfähig? Wann wird etwas oder jemand untragbar? Wann ist eine Äußerung unerträglich? Was wirkt erst nachträglich? Was muss zum Tragen kommen, wenn die Welt im Begriff ist, sich radikal zu verändern, weil innere Entwicklungen und äußere Verhältnisse immer mehr auseinanderklaffen und der Zwiespalt zwischen »offizieller« Verantwortung und der Verantwortung für die eigenen Ideale quer durch alle Milieus und Schichten geht? Was bedeutet dies im Hinblick auf neue Formen der Zusammenarbeit? Rufen die gegenwärtigen Verhältnisse nicht

nach Formen, bei denen überlieferte Machtdiskurse – wohlgerne: bereits *Machtdenken*, nicht erst Machtmissbrauch – endlich keine Rolle mehr spielen?

2

Im Zeitalter einer Bewusstseins- und Seelendisposition, die nicht mehr vom Gewordenen, sondern vom Werdenden ausgeht, kann der Einzelne an sein Handeln nicht mehr Maßstäbe anlegen, die andere für ihn bereits gewonnen haben. Moralisch tragfähig wird nur sein, was der Einzelne voll und ganz auf eigene Rechnung vollbringt. Nicht *was* er dabei tut, ist entscheidend, sondern *dass* er frei handelt.

Viele, die eine spirituelle Entwicklung durchlaufen (oder vermeintlich bereits »abgeschlossen«) haben, beklagen vor diesem Hintergrund einen Substanzverlust. Dabei haben sie den Anschluss an das Lebensgefühl vieler anderer Menschen oft vollkommen verloren. Natürlich gehört die Offenheit weiter zum – nicht zuletzt anthroposophischen – Selbstverständnis. Die Kritik an den falschen Prioritäten der Zeitgenossen ist leidenschaftlich und manchmal von oben herab. Leitmelodie ist oft das klassische »Früher-war-alles-besser«. Hört man genauer hin, merkt man aber, dass es sich gleichsam um die Aussage »Morgen-war-alles-besser« handelt. Bei solchen Urteilen über die angeblich selbstvergessen-unverbindliche Gegenwart wird, was ein Anderer tut, nicht von der Zukunft her gefördert, sondern nur von der Zukunft her *bewertet*. Man »hat« die Zukunft oder ein Wissen um das, was »morgen« das Beste gewesen sein wird; man hat es sich ja durch jahrelange Erfahrungen in Verantwortungspositionen angeeignet. Und es ist ja auch irgendwie richtig: Wenn wir zum Beispiel als Anthroposophen Anthroposophie im entscheidenden Moment nicht ernstnehmen und die Aspekte geisteswissenschaftlicher Lebensdeutung gerade da relativieren, wo sie fruchtbar gemacht werden müssten, nehmen wir uns selber nicht ernst. Aber eine »Wahrheit« als Erkenntnis-Inhalt ist das Eine, das reale, konkrete Leben als Erkenntnis-Prozess ist das Andere. Natürlich scheint es sich bei der Volksbegeisterung über

den Sieg in einem kommerzialisierten Schlagerwettbewerb um etwas Unwesentliches zu handeln und nur um eine Illusion von Bedeutung. Natürlich haben wir andere Probleme. Aber wofür stehen diese Dinge? Substanzverluste entstehen erst dann, wenn wir unsere Projektionen zu übertreiben beginnen. Auch mit der Wahl Barack Obamas schien damals zunächst ein Freiheitsmoment in die Weltpolitik gekommen. Eine Übertreibung war indes die Verleihung des Friedensnobelpreises. Hätte Obama ihn abgelehnt, hätte er innere Unabhängigkeit bewiesen. Vielleicht dachte er: Das macht man nicht. Vielleicht hatte er zu viel Respekt vor seinem historisch gewordenen Wert, oder er schmeichelte seiner Eitelkeit. Der Hoffnungsträger zahlte seinen Preis.

3

Der Facettenreichtum der individuellen Prozesse, in denen das Subjekt heute steht, nimmt derart zu, dass wir *alle* unsere »Rolle« nicht mehr so einfach finden können. Diese Desorientierung machte man ja bei der Demission des Bundespräsidenten sogleich als Hauptrücktrittsgrund aus. Doch Köhler hatte sich *damals* entschieden, das Amt anzunehmen, und sich *dann* entschieden, es zurückzugeben. Wir sollten daher vorsichtig sein, einem Anderen Entschlusschwäche oder -untreue vorzuhalten und überall sofort Überempfindlichkeit oder mangelnde Ausdauer zu wittern. Im Sichentscheiden-Können lebt unser Ich. Entscheidungen sind Ich-Taten. Wer sich darüber definiert, nur ein Glied eines in sich geschlossenen Systems oder einer Szene zu sein, wie sie die Parteipolitik darstellt, mag dem Anderen diese Ich-Fähigkeit absprechen. Wenn es heißt, Köhler habe keinen Respekt vor dem Amt, er habe zu persönlich entschieden, spiegelt dies aber zunächst nur eine bestimmte Ämterauffassung wider. Wieso hat der Respekt vor dem Amt, das man nicht »beschädigen« dürfe, mehr Gewicht als der vor dem Menschen? Was ist ein Amt überhaupt, und wann wird der Mensch durch das Amt beschädigt? Solange es vom Einzelnen nicht ausgefüllt wird, ist ein Amt ein Phantom, etwas Abstraktes. Jeder kann es aber nur auf

seine individuelle Weise ausfüllen. Andernfalls könnte auch eine Maschine oder Marionette ein Amt übernehmen. Auch für einen Politiker, so weich er ökonomisch gesehen auch fallen mag, ist ein Rücktritt biografisch prekär und riskant. Zugleich bedeutet ein *Zurücktreten* auch eine Chance: Es ist eben im Wortsinn ein Abstandgewinnen, vielleicht sogar eine Rettung, weil das weitere Vortreten in den Abgrund geführt hätte.

Der CDU-Hoffnungsträger Roland Koch begründete seinen vorläufigen Rückzug damit, dass er keine Gestaltungsräume für seine Impulse mehr habe. Da entsteht die Frage: Nimmt bis in die höchsten Etagen ein Lebensgefühl der existenziellen Resignation zu, weil das Subjekt von sich selber wie auch von der Gemeinschaft heute radikale Lösungen für die überpersönlichen Krisen erhofft, aber nicht (hin)bekommt und dann eben umso »radikalere« persönliche Konsequenzen zieht?

4

Etymologisch bedeutet *Substanz* laut Lexikon Stoff, Inbegriff, Wesen. Das verwandte Substantiv verweist als »selbständiges Wort« auf die Qualität der Autonomie. In der christlichen Trinitätslehre wird das Substantiv oder Hauptwort dem Vatergott zugeordnet, während das Verb, das Tätigkeits- oder Zeitwort, mit dem Sohnesgott oder »Christus« in Verbindung gebracht wird. Das rein Geistige, der »heilige Geist«, entspricht dem Eigenschaftswort oder Adjektiv. Im Adjektiv kommt der selbständige und in sich ruhende »Vatergrund«, die substanzgebende und das Sein einer Welt erst ermöglichende Gottheit sozusagen neu zu sich, nachdem sie sich selber in der Zeit in Bewegung gebracht und in eine Entwicklung gegeben hat. Was vorher nur *Subtext* war, wurde in Jesus Christus Fleisch, *Textkörper*. Die christologische Zukunftsperspektive ist hierbei das Menschenwort, das die »Eigenschaften« der Gottheit hat. Noch sind uns diese Qualitäten nur potentiell und punktuell eigen, nur situativ und nie vollständig, selten nachhaltig oder gar dauerhaft. Was der Mensch selbständig hervorbringt, ist die zukünftige Substanz. Die Natur –

»Himmel und Erde« – vergehen. Unvergänglich wird zukünftig dasjenige sein, was Menschen frei und in geistiger Tätigkeit geschaffen haben. Das Christentum ist insofern vor allem eine Lebenshaltung des Vertrauens, der Farbigkeit und Brüderlichkeit. Nichts verträgt es weniger als Einförmigkeit, maskierte Machtdiskurse und moralisierende Bevormundung durch graue Eminenzen. Die ganze Geste des historischen Christus ist der Zuspruch, das Zutrauen, und immer bedeutete diese Gesinnung in den Evangelien ein persönliches Risiko. Denn wo vertraut wird, kann es schiefgehen. Nicht nur lehrend, auch als Lernender trat Christus auf Erden auf: Das menschliche Dasein von innen kennenzulernen war ja gerade seine Mission. Deshalb gibt es Stellen im Evangelium (z.B. Lukas 7, 9-10), wo er »staunte«: Manchmal über das Vertrauen und das intuitive Verstehen des Wesentlichen gerade bei einem Außenstehenden, oft über das Misstrauen und die Missverständnisse seiner eigenen Jünger. Die Gottheit kannte den Tod nicht. Sie wollte erfahren, was Menschsein bedeutet; der Schöpfer wurde Geschöpf, damit die Geschöpfe Schöpfer werden. Die Gottheit konnte dabei auf sich selbst vertrauen. Sie würde Gottheit bleiben. Sie mutete aber der Menschheit zu, Gottheit zu werden. Der Weg dahin führt jedoch nicht über eine Verleugnung oder vorzeitige Überwindung des Menschlichen, sondern – zunächst – über seine *Vertiefung*. Es geht nicht um die Macht oder Vollmacht, etwas »Höheres« zu erringen und dann zu behüten und zu tradieren. Sondern in diesem Licht betrachtet gibt es nichts Höheres als die *Ohnmacht* zu bejahen, die Offenheit des Lebens, und aus reinem Vertrauen in Menschen zu leben.

Geistige Eliten, die den Bedeutungsverlust bewährter Strukturen und ethischer Werte bemängeln, legitimieren ihre demonstrative Machtpolitik durch den Einsatz für deren Rehabilitation. Leicht wird dabei im Einzelfall Zwischenmenschliches über Bord geworfen, werden Grenzverletzungen und Machtmissbrauch bagatellisiert. Es gibt jedoch keinen höheren »Inhalt« oder Wert als eben das Zwischenmenschliche. Es gibt nicht »die Sache«

nur für sich selbst, so wenig wie es eine Institution oder ein Amt nur für sich selbst gibt. Alles ist nur durch die Individualitäten, durch »Einzelfälle«.

In seiner Büchner-Preis-Rede von 1959 hat der Schriftsteller Günter Eich das Profil der Macht messerscharf umrissen: »Ich gestehe, dass ich über die Macht recht unvernünftig denke. Wenn sie die unauflösbare Materie unserer Welt ist, so erfüllt mich die Entdeckung der Anti-Materie mit einigem Trost. Wenn ich höre, dass sie schon im Tierreich vorgebildet ist und ›eine durchgängige Erscheinung der gesellschaftlichen Ordnung auf allen Seiten ihrer Entwicklung und in allen Bereichen menschlicher Gesellung und sozialer Organisation‹ darstellt, so setze ich dem das Ressentiment eines anarchischen Instinkts entgegen: Wird damit nicht jede Einsetzung von Macht bagatellisiert und allem Verdacht enthoben? Durch die Deklamierung der Macht als eines Weltprinzips hat sie sich bereits eine Legitimation erlistet. Und obwohl Macht schon vor dem Sündenfall eingesetzt war, bestehe ich unbelehrbar darauf, dass sie eine Institution des Bösen ist. Die Bemerkung, dass sie nie aus der Welt verschwinden werde, muss in einer Unterredung beim Haarschneider gefallen sein. Und voll höchsten Misstrauens bin ich gegen die Meinung, Macht müsse erstrebt werden, um einen Wert durchzusetzen. Die Macht hat die Tendenz, sich zu verabsolutieren, sich von ihrem Inhalt zu lösen und sich selbst zum Wert zu machen. So kann sie, indem sie sich selbst durchsetzt, jederzeit behaupten, einen Wert durchzusetzen. Gut und Böse sind in ihren Entscheidungen keine Wahl, sondern Zufallsergebnisse.«

5

Das theologische Problem besteht darin, dass man oft Christus beschwört, aber doch nur den Vatergott meint, weil man die Sprengkraft des Christus- bzw. Entwicklungsbegriffs unbewusst entschärfen möchte. Plötzlich heißt es dann väterlich: dann und dann »hat« man »den Christus«. Was bedeutet das? Was bedeutet dies für eine – im übertragenen Sinne – Gralshütergemeinschaft?

Alles, was einen esoterischen Hintergrund hat, steht in der Gefahr, irgendwann nur noch exoterisch mit seiner Esoterik umzugehen. Um eines Gründungsmythos willen wird Inhaltliches nicht persönlich erneuert, sondern kollektiv formal beschworen. Mit Macht wird die Deutungshoheit über Gesichtspunkte beansprucht, die heute längst in den Sog verschiedenster hochkomplexer individueller Seelenentwicklungen geraten sind. Eine starrköpfige Einstellung führt dann dazu, dass man aufgrund eines geahnten Gefahrenmoments den Dialog abbricht, um die Komplexität reduzieren und auf einen vermeintlichen Punkt bringen zu können. Statt auf sein Herz zu hören, richtet man einander Pistolen auf die Brust: Übrig bleibt dann nur die phrasenhafte Bewertung von Entscheidungen im Lichte der »Sache«. Zum Beispiel: Der Amtsinhaber ordne das Persönliche nicht dem Überpersönlichen unter. Ginge es heute nicht vielmehr darum, dass sich das Persönliche und Überpersönliche gegenseitig *vertiefen und durchdringen*?

Solchen Machtgefügen – das beste Beispiel ist die katholische Kirche – muss es rein logisch um sich selber gehen, um die Selbsterhaltung, während es freien Menschen um freie Menschen geht. Umso bemerkenswerter, dass sich inzwischen sogar prominente sogenannte Machtmenschen im Zweifelsfall für ihre Unabhängigkeit entscheiden, statt für einen äußerlichen Machtzuwachs. Sie ahnen womöglich: Die Macht Einzelner hat in Zukunft ausgespielt.

6

In Konflikten, in denen im gemeinsamen Ringen um mögliche Lösungen die eine Seite die Sicht der anderen für nur begrenzt relevant erklärt, wo es um »Sprachregelungen« und Angst vor »Gesichtsverlust« geht, haben falsche Dogmen und Sorgen die Überhand gewonnen. Das Folgende sei eine Illustration, eine kleine alltägliche Geschichte – der Bericht einer Bekannten, die ein Praktikum in einem großen Seniorenheim absolvierte: Sie erlebte den Umgang mit den Bewohnern oft als entmündigend und versuchte im Rahmen ihrer Möglichkeiten menschlichere Akzente zu setzen. Bald wurde

sie darauf hingewiesen, dass sie »nur Praktikantin« sei. Ihr Dienstplan war bewusst so gestaltet worden, dass sie erst am letzten Praktikums- tag mit der einzigen Kollegin zusammenarbeitete, die ähnliche Wahrnehmungen gemacht und teilweise bereits formuliert hatte. Diese mutmaßte, man habe sie beide wohl aus Kalkül nicht zusammentreffen lassen: Weil man sich nicht von jemandem, der eigentlich noch »Schüler« ist, belehren und in Frage stellen lassen wollte. Von echtem Interesse füreinander und wenigstens punktueller hierarchiefreier Zusammenarbeit konnte also nicht die Rede sein; es herrschte der vorsorgend pädagogische Eingriff. Gewiss gibt es den Wert spezieller Erfahrung und Verantwortung. Es gibt getroffene Verabredungen, die Vor-Sicht und Ein-Sicht. Aber bedeutet von der Zukunft her handeln nicht von den Aus-Sichten her handeln? Vertrauen heißt: verinnerlichen, dass die Erfahrungen des Einen genauso viel wert sind wie die des Anderen. *Beide* wissen eigentlich nicht, was vom Leben vorgesehen ist. Leben *entsteht*. Am 9. Januar 1912 bringt Rudolf Steiner in München eine Klarstellung über die Natur des Christus, die in diesem Zusammenhang erhellend sein kann, weil sie dessen Grundgeste als eine des bewussten Zurücktretens beschreibt. Doch dieses Zurücktreten offenbart sich in einer anderen Dimension als ein *Eintreten*: in eine Tiefenströmung, deren Bewegungen und Beweg-Gründe mit oberflächlichen (auch oberflächlichen spirituellen) Maßstäben und Instrumenten nicht erfasst werden können – die anthroposophische Bewegung *in uns*:

»(Christus) ist gar nicht daraufhin veranlagt, den Menschen über sich hinauszuführen, sondern nur tiefer in das eigene Seelenwesen des Menschen hinein. Er ist daraufhin veranlagt, das eigene Seelenwesen des Menschen immer mehr und mehr zu sich selbst zu bringen. Die luziferischen Wesenheiten ... stehen also in gewisser Weise höher als der Christus ... Die Verinnerlichung der Menschenseele in unendliche Tiefen hinein, das wird die Gabe des Christus-Impulses sein ... Und wenn der Christus kommen wird ... so wird er auch nur wirken als die Menschenseele vertiefend. Die andern Geister,

die höhere Prinzipien haben als der Christus, wenn auch nur mikrokosmischer Art, die werden in gewisser Weise den Menschen über sich hinausführen. Der Christus wird die Menschen verinnerlichen ...«

7

Aus der Ausgangsfrage nach dem »Seelenzustand« westlicher Gesellschaften ergibt sich, alles zusammengenommen, folgende Antwortrichtung: Die (politische) Macht kommt jetzt erkennbar an ihre Grenze. Weil sich Gestaltungsspielräume verengen, werden unter dem Einfluss machtorientierter Interessengruppen weitreichende wirtschafts- und gesellschafts-politische Entscheidungen getroffen, die mit dem typischen Argument der Macht legitimiert werden: Nämlich mit der Behauptung, es gäbe dazu »keine Alternative«. Der Einzelne hat indes heute immer *mehr*, ja, *alle möglichen* Alternativen und Handlungsoptionen im Bewusstsein. Deshalb *scheint* seine persönliche Entwicklung nur zu stagnieren, und seine Gestaltungsmacht *scheint* nur begrenzt, während sie sich tatsächlich unendlich vertieft. Anstatt dieses Potential, diese *Unterschicht* des freien Menschen zu nutzen, wird seine Suche nach Wahrheit als ineffektiv und lästig denunziert, als ein ganz anderes Zurückbleiben: als Nicht-Mitkommen, Nicht-Mitmachen, Nicht-arbeiten-Wollen.

Gerade geistige Bewegungen können heute letztlich keine Interessengruppen mehr sein, weder ökonomisch noch esoterisch, sondern nur noch Wegbereiter und Förderer. Eine geistige Welt baut heute auf die ungesicherte Existenz. Christus selbst war historisch eine ungesicherte Existenz, selbst das Gelingen der Auferstehung war offen – er wandelte auf dem Wasser, auf immerzu schmalen Grat: eine permanente »Existenzgründung«. Das Unerträgliche trägt uns, im Aufbrechen kommen wir an. Steiners *Philosophie der Freiheit* ist, nach einem Wort Wolf-Ulrich Klünkers, in Zukunft nur noch lesbar als biografische »Existenz der Freiheit«. Auch Steiner baute zunächst noch auf etwas: Auf eine Gesellschaft, auf eine Ta- gung. Jetzt aber muss es *ununterbrochen* tagen,

es genügt nicht mehr, klein zu denken und Erbautes hier und da zu reparieren. Es braucht jetzt den Mut zu zerstören. Um eine Wendung Kafkas aufzugreifen: aufbauend zu zerstören. Den Mut, Abschied zu nehmen, um Mut zu bekommen: um das Wesentliche zu erhalten.

Autorennotiz: ANDREAS LAUDERT, geb. 1969 in Bingen/Rhein, freier Schriftsteller, Priester der Christengemeinschaft. Zuletzt erschien: *Erfüllte Schrift. Das Wort zwischen Geist und Materie*, Verlag Urachhaus Stuttgart 2009. Lebt in Lübeck. – Email: Andreas.Laudert@web.de